

Dr. Renate Krüger

Dimensionen der Mauer

Vortrag gehalten am 10.3.90 vor der Aktionsgemeinschaft „Christ - Gesellschaft – Staat“ in Aachen

Weshalb eine solche Thematik? Vierzig Jahre Deutsche Demokratische Republik haben mehrere Generationen von Deutschen tief geprägt. Diese Prägung wird noch lange wirksam bleiben, sei es im Land östlich der Elbe, sei es bei den Übersiedlern hierzulande. Man muß mit dieser Prägung rechnen, nüchtern, ohne Emotionen, wenn man nicht aneinander vorbeireden, sondern realistische Perspektiven für die Zukunft entwickeln will. Diese Prägung hat zu tiefgreifenden Unterschieden in der psychologischen Struktur geführt, die in der turbulenten Aktualität schnell untergehen.

Was ich hier versuchen will, ist so etwas wie ein Psychogramm des DDR-Bürgers. Und ich möchte auf diese Weise behilflich sein, sich ein Bild der potentiellen Partner in einem vereinten Deutschland zu machen. Möglicherweise kann dadurch gemeinsam einem neuen entstehenden Feindbild entgegengewirkt werden. Ich möchte konkrete Möglichkeiten der Zusammenarbeit vermitteln und laut über Deutschland nachdenken. Ich will versuchen, die schwierige Doppelaufgabe, Vergangenheit aufzuarbeiten und Zukunft zu strukturieren, als *einen* Prozeß zu sehen.

Meine Kompetenz für diese Ausführungen leite ich ausschließlich ab aus lebenslänglichem Betroffensein und der bewußten Entscheidung, im Lande zu bleiben.

Zu meiner Person: Geboren im zweiten Jahr des Tausendjährigen Reiches aus mecklenburgischen, schwäbischen und sorbisch-slawischen Wurzeln, aufgewachsen und hängengeblieben in Schwerin, als Kind schon in die katholische Kirche emigriert und dort verwurzelt, Studium der Kunstgeschichte ohne die Möglichkeit konkreter Anschauung, Museumsdienst, Denkmalpflege, Greifswalder Doktorhut, schließlich Arbeitsplatzverlust aus politischen Gründen. Die Schriftstellerei war dann die einzige Möglichkeit der Existenzsicherung: historische Belletristik, Sachbücher, Kinderbücher, Religiöses. Kurz: 40 Jahre DDR-Erfahrung mit dem Vorlauf bürgerlicher Herkunft und weltanschaulicher Randsituation. Eingemauert von 1961 bis 1975, als ich zum erstenmal eine Ausreise nach Österreich erhielt.

Die Mauer wird hier als Symbol für Abgrenzung, totalitäre Vereinnahmung und Unterdrückung von 17 Millionen Menschen gesehen und hat zu einem Komplex von Blockierungen in der eingemauerten Gesellschaft geführt, die man nur mit Zwangs-, Angst- und Gettostrukturen beschreiben kann. Die Einwohner des Mauerstaates waren vom ersten Augenblick an einem zentral gesteuerten **Zwang** unterworfen, den sie am Begriff des Staates selbst festmachten. Und dieser staatliche Zwang hatte ja bekanntlich einen Vorläufer ab 1933, so daß er einen gleichbleibend dichten Wirkungszeitraum von 56 Jahren erreichte, das sind fast zwei Menschenalter. Die Begriffe von Staat und Zwang wurden und sind im Bewußtsein der Einwohner identisch. Welch eine Arbeit, sie wieder zu trennen!

Zu gleicher Identität flossen die Begriffe Zwang und Politik zusammen. Es wird sehr lange dauern, ehe im Bewußtsein der DDR-Bevölkerung das Wort Politik nicht mehr negativ besetzt ist. Zu entsprechender Erziehungs- und Bildungsarbeit sehen Sie sich jedoch in gleicher Weise herausgefordert. „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied Ein leidig Lied!“ heißt es im Faust.

Es gibt wohl kaum einen DDR-Bürger, der nicht zu Verhaltensweisen und Lebensformen gezwungen wurde, die er nicht wollte. Diese Zwänge umfaßten alle Spielarten, alle Nuancen von leichten Rippenstößen, von schwerster Haft bis hin zum Tode. Die sozialistische Planwirtschaft und Gesellschaftsordnung waren zugleich Programm und Rechtfertigung aller dieser Zwänge und standen somit über den Menschenrechten. Die sozialistische Gesellschaftsordnung war ein perfekt ausgebauter Religionsersatz.

Wie haben die Menschen damit gelebt? Welche Kompensationen haben sie gefunden, welche Überlebensstrategien entwickelt?

Den Zwängen stellte man ein immer differenzierteres System von Trixereien entgegen. Letzten Endes wurde der Mauerstaat von seinen Untertanen ausgetrixt. Und letzten Endes führte auch dieser Prozeß in die absolute Talsohle, in der wir uns auch hinter der gestürzten Mauer noch immer befinden.

Der grausamste Zwang, dem wir uns ausgesetzt sahen, war der zu einer atheistischen Weltanschauung im Sinne einer Ersatzreligion. Niemand wird bei der Behauptung bleiben wollen, es habe jemals in der DDR Glaubens- und Gewissensfreiheit gegeben. Nur durch die Klugheit der Schlangen und die Arglosigkeit der Tauben haben wir überleben können. Nach 40 Jahren ist jedoch jede Art von Klugheit und Arglosigkeit verbraucht und abgenutzt, und es bedarf übernatürlicher Kräfte um sie durch Transparenz und Kompetenz zu regenerieren. Denn in der DDR war jeder gezwungen, die atheistische Weltanschauung nicht nur zu tolerieren, sondern auch tatkräftig zu unterstützen. Ich wußte z. B. nicht, daß der Kinderbuchverlag Berlin, in dem ich mit meinen kulturhistorischen Titeln eine erträgliche Nische gefunden zu haben glaubte, Eigentum der SED war, d. h. daß auch ich mit meiner Arbeit zur ökonomischen Stärkung der SED gezwungen wurde.

Die unmittelbarste Folge des mit unverhüllten Drohungen arbeitenden Zwanges war die **Angst**, die wohl die größten Schäden im Bewußtsein jedes einzelnen angerichtet hat. Für mich ist die Angst vor den detonierenden Bomben während des Krieges nahtlos in die Angst vor den Repressalien der sowjetischen Besatzungsmacht und ebenso nahtlos, ja folgerichtig, in die Angst vor Stasi und Gefängnis übergegangen.

Angst ist etwas Diffuses, schwer Benennbares; die aus ihr entstehenden Energien können unberechenbar ebenso zum Untergang führen wie Berge versetzen. Viele von uns haben ausschließlich mit der Energiequelle Angst gewirtschaftet, gerade im kirchlichen Bereich. Jetzt, da die Angst zu Ende ist, will sich gar nicht so schnell wie geboten eine neue Energiequelle finden lassen.

Angst bestimmte das Leben von morgens bis abends, schärfte alle Instinkte bis zum Zerreißen, zwang zum Filtern aller Worte bis hin zur Unverständlichkeit. Davon dürften jetzt vor allem Sie, die Westdeutschen, betroffen sein, denn wie sollten Sie unsere chiffrierte, codierte Sprache verstehen! Angst zwang zum Schweigen, zum Verzicht, zum Mißtrauen, zur Kommunikationslosigkeit.

Angst ist die Ursache unzähliger psychosomatischer Erkrankungen. Angst ist die Hauptursache dessen, was man bei uns bislang als Republikflucht bezeichnete. Es ist unsicher, wie lange diese Angst wirksam bleiben wird; wir müssen zweifellos noch lange mit ihren Auswirkungen und Folgen leben.

Zu den Dimensionen der Mauer, die klar benannt, analysiert und überwunden werden müssen, gehören die sich immer mehr verfestigenden Getto-Strukturen, von denen ich hier drei Aspekte vorstellen möchte: nämlich den Öffentlichkeitsverlust, den verwalteten Mangel und das Traum- und Utopienpotential.

Ein befestigtes und total abgeschlossenes Areal mußte notwendigerweise zum Getto werden. Alle seine Einwohner waren zu "Wohnhaft" verurteilt, wie es Rolf Henrich, der Mitbegründer des Neuen Forums, formulierte.

Innerhalb des Gettos herrschte eine kaum noch zu überbietende Homogenität. Für uns war das Lebensgefühl überall gleich, ob an der Ostseeküste oder in Dresden. Die Gespräche hatten fast überall den gleichen Wortlaut. Eine pluralistisch strukturierte Öffentlichkeit gab es nicht. Alle Bereiche außerhalb der eigenen vier Wände waren vom allgegenwärtigen Staat besetzt - Öffentlichkeit erschien nur als unerschöpfliches Reservoir von Angst und Zwang, als ständiges Übungsfeld für Anpassung und Nichtauffallen. Bis weit in die 80erjahre hinein wurde in öffentlichen Verkehrsmitteln kaum gesprochen. Gespräche im Kollegenkreis blieben meist auf Sachinformationen beschränkt. Echte Dialoge waren nur im engsten Freundeskreis üblich und möglich. Diese Einschränkung führte zu Kommunikationsstörungen und einem tiefreichenden Defizit an Öffentlichkeitsfähigkeit, das wohl nur sehr mühsam aufzufüllen ist und für das ich im Namen aller Betroffenen um Verständnis werben möchte.

Der Mangel an pluralistischer Öffentlichkeit wurde durch ein Übermaß an Privatisierung kompensiert.

"My home is my castle!" wurde zur Überlebensdevise des DDR-Bürgers. Innerhalb des großen Staatsgettos wurden viele kleine Privatgettos erreicht, die auf bundesdeutsche Besucher meist als idyllische Oasen wirkten und oft einen liebebreizenden Zauber ausübten. Alle Liebe, alle Selbstverwirklichungsenergie steckte der DDR-Bürger in seine Wohnung, in seine Datsche - soweit vorhanden - und in sein Auto - soweit vorhanden. Für die meisten hörte außerhalb der Wohnungstür das Wohlbefinden auf. Und mit dem Eintritt in die eigenen vier Wände begann das eigentliche Leben. Die Schuhe ließ man möglichst draußen auf dem Flur stehen. Die DDR-Bevölkerung ist eine echte Hausschuh-Gesellschaft. Die Welt draußen ist feindlich und löst Ängste aus. Doch drinnen in meiner Wohnung - da bin ich Mensch, da darf ich's sein! Da bin ich ganz anders. Nach draußen, an die Öffentlichkeit von Staat, Betrieb, Partei - da passe ich mich an, da nehme ich Stromlinienform an, daß sich an mir nichts reibt. Da bewege ich mich anders, da rede ich anders.

Die Aufteilung des Lebens in Privates und Anpassung hat zu einer Schizophrenie geführt, besonders bei der Jugend, bei den Kindern. Sollte sie mit dem Schleifen der Getto-Mauern tatsächlich überwunden sein?

Kommen wir zum Auto. Das Auto ist in der DDR wie im Westen der Garant privater Mobilität, in der DDR darüber hinaus durch Jahrzehnte die einzige Möglichkeit zu einem individuellen Lebensgefühl, das seinen Höhepunkt mit der Öffnung der Grenzen am 9. November 1989 erfuhr. Mit dem eigenen Auto in den Westen fahren - das war das absolute Non plus ultra.

Die Katholiken lebten in einem doppelten Getto, zusätzlich in einem politischen und in einem konfessionellen. Es ist mir noch immer nicht erklärbar, wie wir das eigentlich ausgehalten haben. Schwerpunkt und oftmals die einzige Form religiösen Lebens war der Sonntagsgottesdienst. Alle attraktiven Formen kirchlicher Jugendarbeit waren verboten: Wanderungen, Fahrten, Lager, Sport. Der Rahmen der einzig erlaubten „Glaubensstunden" mußte für alles herhalten. Die katholische Laienöffentlichkeit in der DDR hatte nur eine winzige Basis, die Pastoralynode am Anfang der 70er Jahre, das Mittragen der Gottesdienste auf den Außenstationen, die Gruppen der Diakonathelfer, die Eltern, die in der Katechese mitwirkten, der Fernkurs Theologie, die Berufsgruppen in den Bildungshäusern, das Kleine Katholikentreffen im Zusammenhang des Dresdner Katholikentreffens von 1987, die ökumenische Versammlung, die Familienkreise, die Geistlichen Gemeinschaften. Alle diese Gruppierungen waren kaum jemals gezwungen, sich mit einer größeren Öffentlichkeit auseinanderzusetzen, weil alle Aktivitäten größtenteils innerhalb des kirchlichen Gettos blieben. Das Katholikentreffen 1987 in Dresden war die erste Selbstdarstellung der katholischen Kirche in der DDR-Öffentlichkeit.

Das katholische Laienbewußtsein in der DDR hat noch keine langen Wurzeln, aber es besitzt nach meiner Einschätzung eine ungeahnte Dynamik und eine erfrischende ungebrochene Naivität. Es ist trotz aller Defizite ein erfreuliches und wertvolles Potential. Hier steht jetzt das unverbrauchte Reservoir des Gettos zur Verfügung! Da wir nicht expansiv leben durften, mußten wir intensiv, in die Tiefe leben. Diese Feststellung gehört unbedingt zum Psychogramm eines DDR-Katholiken!

Andererseits darf man die Schäden, die durch den nivellierenden Anpassungszwang entstanden, nicht übersehen. Schäden auch bei Katholiken. Es ist ja nicht so schlimm, wenn ich meinem Kind ein rotes oder blaues Halstuch umbinde und es zu den jungen Pionieren schicke ... Ohne FDJ, den kommunistischen Staatsjugendverband, geht es nun einmal nicht, ich darf da ganz ruhig mitmachen ... Ohne Jugendweihe, ritualisiertes Treueversprechen gegenüber dem sozialistischen Staat, komme ich zu nichts, und wer etwas dagegen hat, soll mir eine Berufsausbildung garantieren, einen späteren guten Verdienst, das Sozialprestige, das ich nun einmal brauche ... Am Ende dieses Anpassungsprozesses stand oftmals die totale Identifizierung mit dem zwangsverordneten sozialistisch-kommunistischen Menschenbild, oft auch ein totaler Realitätsverlust durch einseitige Ausrichtung. Viele wollten gar nicht mehr wissen, was sich jenseits der Mauer befand. Viele haben ihre rosarote Gettobrille erst sehr spät abgesetzt, und manche haben sie noch immer auf.

Dimensionen der Mauer - man wird noch lange mit ihnen leben müssen. Auch mit den anderen prägenden Erfahrungen aus der Getto-Zeit: dem verwalteten Mangel. Wir haben ihn nur durch die Solidarität des Westens ertragen können, und solche Solidarität wird noch lange Zeit gefordert sein, muß sich allerdings in ihren Formen wandeln.

Die meisten DDR-Bürger haben lebenslänglich kein anderes Versorgungssystem als das des verwalteten Mangels kennengelernt und erfahren, und ihre Sehnsucht nach Überfluß und Konsum hat märchenhafte Dimensionen angenommen. Man muß schon aufklärerisch dahin wirken, daß nicht aus der alten Maxime „Friß, Vogel, oder stirb!“ die neue wird: "Friß, Vogel, bis du stirbst!" Und man wird sehr viel Verständnis für bestimmte Verhaltensmuster aufbringen müssen, die der verwaltete Mangel „made in DDR“ mit seinem ständigen Schlangestehen, den unendlichen Wartezeiten, dem zu knapp zugemessenen Wohnraum, dem schon seit Jahren erfahrenen Verfall der Städte und dem notwendigen Netz von Beschaffungsmechanismen in jedem DDR-Bürger installiert hat und die so schnell nicht abgebaut werden können.

In diesem Zusammenhang muß man wohl auch die nur als infantil und unmündig zu bezeichnende Haltung des passiven Versorgungsempfängers nennen. Aus der Erfahrung, daß ihm alles aus dem Versorgungsapparat des verwalteten Mangels zugeteilt wird, hat der DDR-Bürger einen unwiderruflichen Versorgungsanspruch abgeleitet. Das steht mir zu, das muß ich bekommen! Der Staat, der zögerliche Verteiler, ist für mich verantwortlich, und wenn es mir schlecht geht, geschieht es dem Staat ganz recht, weshalb versorgt er mich nicht besser! Der Staat führt ja mein Leben, und wenn er dabei Fehler macht, werde ich es ihm schon zeigen! Solcher Haltung und Einstellung sieht sich nun auch schon der Staat Bundesrepublik von seiten der DDR-Bürger ausgesetzt. Das Bewußtsein, daß jeder sein eigenes Leben führen darf und muß, ist weitgehend verlorengegangen oder wird als belastend empfunden. Auch dieses infantile Verhalten als Folge jahrzehntelanger Unmündigkeit ist eine Dimension der Mauer. Die daran entwickelten Erpressermechanismen werden noch lange nachwirken.

Der verwaltete Mangel und das Getto-Dasein führten zu überdimensionalen Utopien, Träumen und Phantasien hinter der Mauer. Fast jeder schuf sich seine Traumwelt, seine wohl ausgestaffierte Innerlichkeit, sein geheimes Paradies und fixierte sich in einem Maße darauf, daß er oftmals den Realitätsbezug verlor. Verlieren mußte.

Das meistgenutzte Reservoir für solche Traumwelt war das westliche Fernsehen, dessen beherrschenden Stellenwert im Alltag des DDR-Bürgers man nicht hoch genug einschätzen kann. Das Angebot des Fernsehens nahm der gettogeschädigte DDR-Bürger unkritisch als bare Münze und formte daran seine „Weltanschauung“. Ich weiß nicht, ob der Bundesbürger schon einmal bis in die letzten Konsequenzen hinein bedacht hat, daß der DDR-Bürger innerhalb der ihm aufgezwungenen Mauern jahrzehntlang mit einem auswärtigen Weltbild gelebt und daran sein eigenes Bild von dieser Welt geformt hat. Das Werbefernsehen bestimmt bis heute die Konsummaßstäbe, die allein als erstrebenswert gelten. Jahrzehntlang hat der DDR-Bürger das, was er im westlichen Werbefernsehen gesehen hat, für die Durchschnittsnorm gehalten.

Ist es ein Wunder, daß seine Vorstellungen und Ansprüche jedes Maß verloren haben und daß die Ernüchterung oftmals zur Verzweiflung führt?

Zu den Phantasien, die hinter der Mauer ins Kraut schossen, gehörte auch das Fernweh mit den exotischen, extravaganten Reisewünschen. Insbesondere jüngere Menschen setzten oftmals ihr Leben aufs Spiel, flohen über Mauer und Stacheldraht, nur um große Reisen machen zu können, vor allem nach Amerika, in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Darin äußert sich ein Stau, den sie oftmals schon von ihren Eltern geerbt hatten. Das Bild vom Eldorado, vom Goldenen Westen, gehört zu den Archetypen jedes DDR-Bürgers.

Zu den Dimensionen der Mauer gehört eine Reihe von *Defiziten* und *Deformationen*, die sorgfältig benannt und aufgearbeitet werden müssen. Es wird Sie vielleicht überrascht haben, daß bei den meisten Bewohnern des Gettos nach der Öffnung der Grenzen, nach dem ungläubigen Staunen und der jubelnden Euphorie sofort die Trauerarbeit alle Kräfte in Anspruch nahm. Sie ist noch nicht abgeschlossen, sondern wird durch die Dynamik der Aktualitäten nur in den Hintergrund gedrängt. Sie bestimmt das Alltagsleben viel stärker als das Gefühl der Befreiung. In einem Brief, den ich kürzlich aus Ost-Berlin erhielt, heißt es: „Jetzt ist große Freude in mir. Lasten der Gängelung, der Entwürdigung, der Entmündigung fallen von mir ab. Ich muß mich erst daran gewöhnen. Nicht alles, was ich weiß, ist sofort begriffen. Mein Selbstvertrauen ist mehr geschwunden, als ich mir je hätte eingestehen wollen. Nach 40 Jahren stehen wir vor einem Nichts, erleben einen totalen Zusammenbruch in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Ein totales Chaos liegt vor uns, ein Scherbenhaufen, der beseitigt werden muß. Eine Gesellschaft demokratisieren, erneuern - wie geht das? Wie und wo anfangen? Was ich nicht will, das weiß ich. Was aber möchte ich, wie entscheide ich mich? Beibehaltung von bewährten Strukturen - geht das? Wie geht das zusammen mit den anderen? Wie sieht die künftige Zusammenarbeit aus? Wie wird sich mein Leben in den nächsten Jahren gestalten? Wie gelange ich wieder zu einem ausgewogenen Eigenleben?“

Die Defizite sind nicht zu übersehen. Das Defizit an profilierten dynamischen Führungspersönlichkeiten als Folge einer nivellierenden, zur Anpassung zwingenden Bildungspolitik.

- Der fast totale Geschichtsverlust als Folge derselben einseitigen dirigistischen indoktrinierenden Bildungspolitik.
- Das Defizit an Welterfahrung als Folge des Reiseverbotes.
- Das sich immer mehr verstärkende Bewußtsein verlorener Jahre, ja, Jahrzehnte, in denen man nichts anderes erlebte als das Vergehen der Zeit.

Trauerarbeit ... Ein Bewußtwertungsprozeß, ein hohes Maß an innerer geistiger Arbeit, das jeder einzelne leisten muß.

Noch schwieriger ist die Therapie der gesellschaftlichen Deformationen - aber wo wäre sie das nicht?

Deformationen aus Überanpassung. Trixerei, Erpressung, Verlust der Eigeninitiative. Anspruchsdenken, Verlust des Rechtsbewußtseins. Jeder einzelne muß sich „entstalinisieren“, wenn man den Stalinismus als letztmögliche Stufe und höchste Perversion zentral diktiert Planwirtschaft ansieht. Diese Strukturen reichen in jedem einzelnen sehr tief.

Doch nun genug mit den Dimensionen der Klagemauer. Andere Erfahrungen eröffnen neue Perspektiven. Und ich möchte sie mit den Denkweisen der Bibel eröffnen.

„ALS ABER DIE ZEIT ERFÜLLT WAR...“

Die erfüllte Zeit brachte die Mauer zum Einsturz. Nicht ein strategisches Konzept. Nicht ein kluger Plan. Nicht ein straff durchorganisiertes Kaderpotential. Sondern die erfüllte Zeit. Der absolute Überdruß der Eingemauerten. Schluß jetzt! Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit. Eine Zeit zum Niederreißen und eine Zeit zum Bauen. Im Herbst war die Zeit zum Niederreißen. Eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz. Im Winter war die Zeit zur Klage. Eine Zeit zum Zerreißen und eine Zeit zum Zusammennähen. Eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden. Jetzt ist die Zeit zum Reden! Diese Gegensatzbilder aus dem Buch Kohelet ließen sich beliebig fortsetzen. Andere Bilder schieben sich dazwischen. Der Auszug des Volkes Israel aus Ägypten. Die 40 Jahre in der Wüste. Der Tanz um das Goldene Kalb. Die ewige Sehnsucht nach dem Land, in dem Milch und Honig fließen.

Als aber die Zeit erfüllt war, da versammelten sich in fast allen Kirchen des geschundenen Landes die Verzweifelten, die Empörten, die Beter. Die meisten von ihnen wußten nicht, daß sie beteten. Und dann verließen wir den schützenden Kirchenraum, die rettende Nische, das unzugängliche Mauselloch, das bisherige Getto und gingen auf die Straße. In die Öffentlichkeit. Sie hatte für uns einen fast magischen Namen: NEUES FORUM. An dieser Bezeichnung richtete sich das öffentlichkeitsscheue, verängstigte und in jeder Hinsicht heruntergefahrenes Bewußtsein auf. Wir gingen als kleine schwache Gemeinde auf die Straße, als Menschen mit all den Defiziten und Schäden, von denen die Rede war. Viele von uns trugen ihre Osterkerzen in den Händen. Die Situation bei der ersten Großdemonstration in Schwerin war bedrohlich. Unzählige Stasi-Mitarbeiter hatten sich unter die Demonstranten gemischt. Andere hatten sich so formiert, daß uns kaum eine schmale Gasse zum Durchkommen blieb. Doch wir hakten uns ein und drängten uns durch. Breitschultrige Männer bliesen unsere Kerzen aus. Auf dem für die Kundgebung des Neuen Forums vorgesehenen Platz hatte sich die SED auf einer hohen Tribüne und mit überlegener Technik festgekrallt und irritierte die Demonstranten. Da geschah das Unvorstellbare: Fünftausend Menschen drehten sich auf dem Absatz um und wandten der Tribüne mit den SED-Genossen und ihren Handlangern den Rücken. Dann setzte sich diese unübersehbare Menge ohne Marschbefehl in Bewegung und bildete einen Zug, wie ihn Schwerin im Laufe seiner über 800jährigen Geschichte noch nicht erlebt hatte. Und wir als katholische Gemeinde mitten drin.

Welche Assoziationen kamen uns dabei? Die Kirche als das pilgernde Gottesvolk. Sauerteig -Katalysator - lte missa est. Und immer wieder der Chor: WIR SIND DAS VOLK! Für mich persönlich war das eine Form von Gestalttherapie. Ich nahm mit meinem Bewußtsein und mit allen meinen Sinnen wahr, was Weltauftrag eigentlich bedeutet. Ich selber konnte in wenigen Stunden eine Auffüllung meiner Defizite, eine wunderbare Korrektur meiner Deformationen erfahren, erleben.

Dieses Ethos des Aufbruchs - könnten wir wenigstens einen Teil davon in die Zukunft hineinnehmen! Hier erhält die Mauer auch eine spirituelle Dimension. Die biblischen Verheißungen scheinen Wirklichkeit geworden zu sein. Die Schwerter werden zu Pflugscharen umgeschmiedet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, den Armen wird die Frohe Botschaft verkündet. Das geknickte Rohr wird nicht gebrochen, der

glimmende Docht nicht ausgelöscht. Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen beschenkt er mit Gütern und läßt die Reichen leer ausgehen.

Mir wurde bei dieser Demonstration klar: Aus dieser Hoffnung, aus diesen Wurzeln habe ich, haben wir 40 Jahre lang gelebt. Wenn die Zeit erfüllt ist, werden aus diesen Wurzeln neue Keime in die Höhe geschickt. Und wir haben als christliche Gemeinde gemeinsam aus gemeinsamen Wurzeln gelebt. Und überlebt. Oder anders gesagt: Wir waren, wir sind ein System von kommunizierenden Röhren. In diesem System steht die Substanz in allen Röhren gleich hoch. Was der einzelne eingibt, gehört allen. Was der einzelne verliert, fehlt allen. Wir sollten uns mehr mit diesem System, mit den gemeinsamen Wurzeln befassen. Auch mit den gemeinsamen nationalen Wurzeln. Und erst recht mit den gemeinsamen europäischen Wurzeln. Ich bin mit tiefer innerer Bewegung in diese Stadt (Aachen) gekommen.

Doch nun zum Praktischen, zum Praktikablen, zum Bedarfskatalog.

Ausgangspunkt, Maßstab und Ziel des neuen Miteinander ist das erprobte und doch immer wieder neu zu trainierende Zusammenspiel von Solidarität und Subsidiarität. Ich würde unser Überleben auf das Konto dieses jahrzehntelangen Zusammenspiels schreiben. Die Mauer konnte es nicht zerstören. Vor Jahrzehnten schon habe ich es aus dem Westen gehört: Wir fühlen mit euch, wir tragen eure Last mit! Damit konnte ich gut leben. Und auch das habe ich seit Jahrzehnten verinnerlicht: Aber bleibt im Lande, auch als kleine Gruppe, auch als immer kleiner werdende Gruppe. Ihr seid wichtig, ihr müßt bleiben, und sei es als "heiliger Rest", als letztes Scheit in der Glut. Man hat uns viel zugemutet. Aber daraus wurde ein immenser Mutzuwachs. Eine Dimension der Mauer ist auch ein neues Vertrauen in das Charisma der Minderheit. Und daher meine Bitte: Machen Sie uns neuen Mut zur Minderheit! Achten Sie uns als Minderheit! Und nehmen Sie uns die belastende Illusion, als handele es sich bei den hiesigen Aktivitäten und Gruppierungen um überwältigende Mehrheiten, die sich schon Kraft ihrer Überzahl durchsetzen.

Der Bedarfskatalog läßt sich auf wenige Punkte bringen: Einfühlung, Hilfe, Stärkung. Dabei bin ich mir der Tatsache bewußt, daß die bisherige DDR mit ihrer tief gestaffelten Problematik auch ein Problem der Bundesrepublik ist und bleiben wird.

daß es auch noch in einer künftigen Republik Deutschland wirksam bleiben wird. Diese gewissermaßen radioaktive Problembündelung wird noch lange strahlen. Insofern handelt es sich um ein eminent wichtiges politisches Feld. Heute exportiert jeder DDR-Bürger diese Problematik, heute macht diese Problematik jeden DDR-Bürger zum potentiellen Übersiedler. Kein Bundesbürger kommt an ihr vorbei, auch wenn sich Überdruß und aggressive Abwehr immer mehr ausbreiten. Die Dimensionen der Mauer reichen weit in die Zukunft.

Ihre natürlichen Partner in der DDR sind auch die sich neu entwickelnden Laienverbände innerhalb der katholischen Kirche. Laden Sie ihre Mitglieder ein, lassen Sie sich einladen. Entwickeln Sie Ihr Einfühlungsvermögen, entwickeln Sie ein Gespür für die Nuancen der Sprache, trainieren Sie immer neu Ihre Fähigkeiten des Zuhörens. Geben Sie Ihren Partnern die Möglichkeit, im Alltag mit Ihnen zusammenzuleben, bitten Sie um die Möglichkeit, mit katholischen Christen in der DDR Alltag zu erleben und zu meistern. Schreiben Sie Briefe, stellen Sie Fragen! Sorgen Sie dafür, daß Ihre Kinder sich kennenlernen. Und denken Sie auch an die alten Leute. Lassen Sie sich von mir ermutigen, denn mich haben solche Verbindungen durch Jahrzehnte begleitet und mir das geistige und streckenweise auch das materielle Überleben ermöglicht.

Hilfe und Unterstützung werden noch lange Zeit unabdingbar sein. Diese Hilfe sollte gezielt und differenziert sein. Nicht einfach Geld, nicht einfach Kaffeepakete, sondern allmähliches Auffüllen der Defizite. Ermöglichen Sie uns ein Stück "Weltanschauung"~ Übernehmen Sie Weiterbildungsveranstaltungen in der DDR, unterstützen Sie alle unternehmerischen Gehversuche, vermitteln Sie Kenntnisse der Katholischen

Soziallehre, übernehmen Sie partnerschaftliche Patenschaften über neue Gruppierungen, geben Sie Hilfestellung in der Erkenntnis gruppenspezifischer Prozesse.

Unsere neuen katholischen Laienverbände dürfen nicht bei Nabelschau, Eigenproblematik und Profilierungsversuchen stehenbleiben, sondern müssen aus ihrer Berufung zu Sauerteig- und Katalysatorwirkung heraus gleich in die Aktion - ins Leben - gehen. Die alten Denkmuster von Kaderpartei und straffester Eigenorganisation sitzen tief, niemand ist davon ausgenommen.

Davon ausgehend: Stärken Sie uns in unserer Eigenprägung, in unserem Eigenwert, in unserer Eigenfähigkeit. Diese Energie wird vervielfacht zu Ihnen zurückkehren.

Die Stunde ist da. Jetzt ist eine neue Qualität der Partnerschaft gefragt. Nicht einfach Geber und Empfänger, Arme und Reiche, Imponiergehabe und Demutshaltung, sondern ein neues Miteinander im Austausch von Lebensmöglichkeiten. Eine neue Beziehung, in der die Geber auch zu Empfängern und die Empfangenden auch zu Gebenden werden.

Die Ernte ist groß. Bitten wir den Herrn der Ernte, daß Er uns als Arbeiter in Seinen Weinberg sende!

Der Weinberg, von dem ich sprach, so biblisch er auch gemeint ist, wird gerade in neue Besitz- und Eigentumsverhältnisse eingefügt, und die Arbeiter, ob die von der ersten oder der letzten Stunde, müssen sich auf diese neuen Verhältnisse einstellen, auf ihren Vorlauf, auf ihr Tempo, ihre unberechenbare Dynamik. Die Vereinigung der widernatürlich getrennten Staatsgebilde hat begonnen, die Einheit der neuen Republik Deutschland zeichnet sich am Horizont ab, und keine einzige politische Reflexion kommt an dieser Tatsache vorbei. Gestatten Sie, daß ich mich auf das Risiko lauten Nachdenkens über diesen Horizont einlasse.

Ich gehöre einer Generation an, der man das Deutschlandbild mit allen verfügbaren Mitteln aus dem Herzen gerissen hat, und es blieb eine klaffende Wunde zurück. An der Schwelle zum kritischen Bewußtsein erlebte ich den Zusammenbruch des Dritten Reiches: Bei Schwerin stießen die sowjetische und die amerikanische Front zusammen. Die alten nationalen Symbole fielen, und die neuen - auch die schwarz-rot-goldene Fahne, auch die jetzt vielzitierte Nationalhymne mit der schlecht gereimten Zeile "Deutschland einig Vaterland" - empfanden wir vom ersten Augenblick an als Ausdruck staatlichen Zwanges. Ich habe diese Nationalhymne nie mitgesungen. Wir haben nur geflaggt, wenn uns der Hausobmann mit Nachdruck dazu aufforderte. Meine nationale Identität bestand in einem schmerzenden Vakuum, und ich kann mich in dieser Hinsicht als exemplarisch betrachten. Daß ich an dieser Wunde nicht starb, verdanke ich der Beheimatung in der Kirche. Heute ist mir jedoch klar, daß ich mich von dieser Position aus auf eine viel weiter wirkende Identität einüben konnte, in der die nationale nur eine Substruktur ist, die es jetzt allerdings zu befestigen gilt.

Seit meiner Schulzeit setzte sich das bekannte Heine-Gedicht in mir fest und wurde gewissermaßen zum Lebensvollzug:

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
So bin ich um den Schlaf gebracht ...

Ich habe es in den letzten Monaten sehr oft gehört. Auch mein Deutschlandbild war immer in einem solchen Maße mit Emotionen aufgeladen, daß ich es um des Überlebens willen verdrängte und nur nachts darüber reflektierte.

Als ich - erst vor wenigen Jahren - zum erstenmal das Gedicht las, das die 85jährige Gertrud von le Fort über die Berliner Mauer schrieb, spürte ich tiefe, schmerzliche Übereinstimmung.

Da steht noch das alte ruhmreiche Tor
 Doch davor bäumt sich die Mauer empor
 Aus wüstem Beton und aus Stacheldraht
 Da winkt keine Pforte, da leitet kein Pfad.
 Doch Mauern aus Draht und Beton erdacht
 Die sind für mein Herz nur Spuk in der Nacht:
 Es braucht keinen einzigen Hammerschlag
 Mein Herz bricht hindurch, so oft es mag!
 Da geh ich wie einst die Linden hinab -
 Das Kaiserschloß sank lange ins Grab,
 Doch die Stadt wahrt ihr eigenes lebendiges Sein -
 Ich gehe tief in ihr Schicksal hinein,
 Ich zieh es ans Herz wie mein eignes Geschick,
 Denn ein Volk ist ein strenges unteilbares Glück,
 Und jedes Auge, in das ich seh,
 Bleibt Bruderauge wie eh und je!
 Erst wenn ich zurück bin, da fällt es mich an,
 Daß ich weine und nicht mehr aufhören kann.

Solche Realität von Beton, Stacheldraht und vom abgerissenen Berliner Schloß ist eine weitere Füllung der deutschen Nachtgedanken von Heinrich Heine, aber Gertrud von le Fort weigert sich, diese Phänomene als Realität anzuerkennen. Sie sind für sie nur Spuk in der Nacht. Spuk verschwindet. Dieser Spuk ist verschwunden. Gertrud von le Fort gibt dieser Nacht eine ähnliche Dimension wie in ihrem Nachkriegsvortrag „Unser Weg durch die Nacht“ * Eine probate Methode zur Trauerarbeit, zur Vergangenheitsaufarbeitung, zur Verinnerlichung des Verlorenen, als Energiespeicher neuen Lebens.

Um zu solcher Sicht zu kommen, um mein Volk wieder als strenges unteilbares Glück zu empfinden, bin ich mit vielen anderen viele Um- und Irrwege gegangen. Deutsche durften und konnten wir nicht sein, DDR-Bürger wollten wir nicht sein - was tun? Wir emigrierten nach Osten. Manche aus meiner Generation waren in Geschichte und Kultur der kleinen östlichen Völker mehr zu Hause als in der eigenen. Manche emigrierten innerlich nach Polen, andere in die Tschechoslowakei, ich identifizierte mich sehr stark mit Ungarn und von dort ausgehend mit den nationenübergreifenden Ideen der Donaumonarchie. Diese Periode dauerte bei mir über 10 Jahre. Ich war zwanzigmal in Ungarn, sprach ungarisch, dachte ungarisch und war stolz darauf, daß meine ungarischen Gastgeber sagten: "Da kommt Renate mit den Deutschen!" wenn ich mit meinen bundesdeutschen Bekannten bei damals nur auf solche Weise möglichen Treffen auf das Grundstück kam.

Zur bundesdeutschen Gesellschaft hatten wir damals eine übergroße Distanz und waren von Mißtrauen erfüllt. Wir sahen in ihren Vertretern nur die überlegen und großspurig auftretenden Omnipotenten, die alles besser wußten, alles mit ihrer harten Währung kaufen konnten, denen aber jede Sensibilität für das Land jenseits der Mauer fehlte. Wie weit diese Distanz ging, mag folgende kleine Episode charakterisieren.

Ich war mit einer ungarischen Freundin ans Donauknie nördlich von Budapest gefahren, mit der Eisenbahn, mit dem Bus, mühsam wie das Leben eben für uns war. Nun stiegen wir zur Burg Visegrad hinauf. Hinter uns rollte ein bundesdeutscher Touristenbus, der dann auf einem Parkplatz hielt und seine Insassen entließ, von denen wir uns plötzlich eingekleilt sahen. Unsere Vorfreude auf den Anblick von der Höhe auf

die breit und majestätisch dahinfließende Donau sank angesichts dieses uns damals noch unbekanntem Massentourismus beträchtlich. Und wir trauten unseren Ohren nicht, als diese Leute sich auf dem Weg zu dem schönen Aussichtspunkt über nichts anderes unterhielten als darüber, wo man denn in Nürnberg am besten und am billigsten Herrenoberhemden kaufen könne ... Mein aggressives Thermometer schnellte in die Höhe. Als man mich dann für eine Einheimische hielt und mich im Infinitivstil grammatischer Unbekümmertheit nach Uhrzeit und Gastronomie fragte, antwortete ich auf ungarisch.

Ich glaube, damit ist der Grad der Negativbeziehung und des deutsch-deutschen Black-out auf den Punkt gebracht. Vieles, was man heute als Vereinnahmungsangst, Ablehnung und verzweifelt Pochen auf Eigenständigkeit erfährt, hat derartige Wurzeln, die dem Lebensgefühl und den minimierten Lebensmöglichkeiten hinter der Mauer entsprechen.

Eine hilfreiche Wurzelbehandlung dieser Identitätskrise, dieser gefährlichen Distanzierung setzte bei mir im Jahre 1966 ein. Da auch sie modellhaft und exemplarisch ist, möchte ich sie hier als weitere deutsch-deutsche Episode schildern.

Ich fuhr wie an jedem Wochenanfang von Schwerin nach Greifswald zum Arbeiten, und wie immer benutzte ich den Zug, der von Köln kam, weil ich mit Menschen zusammen sein wollte, die das für mich unzugängliche Grenznadelöhr Herrnburg passiert hatten, weil ich -trotz der Distanzierungstendenz - andere deutsche Dialekte hören wollte. Unser Alltag war ja auch damals schon entsetzlich grau. Auf jener Fahrt versuchte ich eine Dame ins Gespräch zu ziehen, deren Sprache mich an glückliche Gemeinschaftswochen auf der Burg Rothenfels hoch über dem Main erinnerte. Zehn Jahre zuvor war ich dort als Mitglied und Sprecherin der Rostocker Katholischen Studentengemeinde zu Gast gewesen. Zum ersten und einzigen Mal hatte ich dort Romano Guardini hören dürfen. Und im Anblick der Lande um den Main war mir das Herz aufgegangen. Die so plastische fränkische Sprache war mir tief ins Bewußtsein gedrungen. Doch das war lange her. Seit dem Berliner Mauerbau und den sonstigen Auswirkungen des "antifaschistischen Schutzwalles" fühlte ich mich wie in Ultima Thule, kurz vor dem Ewigen Eis, ausgeschlossen von dem Bereich, in dem das eigentliche Leben stattfand. Und nun fränkische Laute im tiefsten Mecklenburg ... Doch die Dame fühlte sich durch meine Fragen verunsichert. Wofür hielt sie mich? Erst als die Mitreisenden ausgestiegen waren, wurde sie mutiger, und wir kamen gut ins Gespräch.

„Was halten Sie denn von der Einheit Deutschlands?“ fragte sie mich ganz unvermittelt. Jetzt blickte ich mich ängstlich um, denn dieses Thema war damals für uns fast lebensbedrohlich. Doch dann gab ich genau die gleiche Antwort, die ich in den letzten Wochen und Monaten immer wieder gehört habe.

Einheit Deutschlands? Na ja ... Aber was haben wir davon? Dann kommen die anderen, die Kapitalisten, die Großgrundbesitzer, und dann vereinnahmen sie uns, und wir haben wieder nichts zu sagen ..."

Meine Mitreisende lächelte, aber es war auch Schmerz in diesem Lächeln.

„Ach nein, so wird es sicher nicht sein ... Und wir müssen dieser Frage ins Gesicht schauen, denn ein Volk mit einer tausendjährigen gemeinsamen Vergangenheit darf nicht so tun, als habe es nichts miteinander zu tun. Sonst sägen wir uns den Ast ab, auf dem wir gemeinsam sitzen ..."

Diese Worte gingen mir nicht aus dem Sinn, und ich schrieb sie mir am Abend in mein Tagebuch. Von der fränkischen Dame hatte ich mich in Rostock verabschiedet, kurz und herzlich.

Einige Jahre später erhielt ich über meinen Verlag einen Leserbrief zu meinem Buch „Das Zeitalter der Empfindsamkeit“, einer Kulturgeschichte der Goethezeit. Dieses Buch war unter nahezu unerträglichen

Geburtswehen zustande gekommen. Die Zensur zwang mich, aus dem fertigen Manuskript die Bezeichnung "Deutschland" zu eliminieren, der nicht einmal als historischer Begriff geduldet wurde. Ich mußte sie abwechselnd durch "deutsche Gebiete", "deutsche Territorien" und "deutscher Sprachraum" ersetzen. Dadurch verzögerte sich das Erscheinen des Buches um ein volles Jahr. Und dann traute ich meinen Augen nicht, als ich auf dem frischgedruckten Titel las: „Das Zeitalter der Empfindsamkeit. Zur Kunst und Kultur des späten 18. Jahrhunderts in *Deutschland*.“ Als ich ziemlich erregt den Verlag zur Rede stellte, erhielt ich die entwaffnende Antwort: "Wir wollen dieses Buch in den Westen exportieren. Also Deutschland im Titel!" Es kam dann tatsächlich zu diesem Export, und der erwähnte Leserbrief kam aus der Bundesrepublik. Ich beantwortete einige Fragen, und aus diesem Kontakt entwickelte sich ein vielschichtiger Briefwechsel, eine beglückende deutsch-deutsche Beziehung zwischen Ost und West von Nord nach Süd, von Mecklenburg zum Main, wiederum zum Main. Jahrelang schrieben wir durch wohlerprobte Sprachfilter mit Rücksicht auf Mitleser über alle möglichen Themen. Gedanken über Kunst und Heimat, Mitteilungen über Verlust und Gewinn, Kommentare über Mängel und Wachstum.

Als in einem dieser Briefe ein besonderer Satz auftauchte, stutzte ich. "Ein Volk mit einer tausendjährigen gemeinsamen Vergangenheit darf nicht so tun, als habe es nichts miteinander zu tun, denn sonst sägen wir uns den Ast ab, auf dem wir gemeinsam sitzen." Ich spürte heftiges Herzklopfen. Erst nach angestrengtem Nachdenken gelang es mir, die Situation zu rekonstruieren, in der ich diesen Satz schon einmal gehört hatte. Konnte es wirklich einen solchen Zufall nach sieben Jahren geben? Kurz entschlossen meldete ich ein Telefongespräch unter der angegebenen Nummer an. Nach stundenlangem Warten war endlich die Verbindung hergestellt. Kein Zweifel - es war dieselbe Stimme wie damals im Zugabteil. Und aus dieser Stimme klang die gleiche innere Bewegung wie aus meiner. Es war ein Gefühl, das sich später für mich mit den Worten der Gertrud von le Fort ausdrücken ließ: „ .. Denn ein Volk ist ein strenges unteilbares Glück ... " Zufall? Zufall ist das, was uns zufällt.

Die grauen Jahre bis zum Ende der Honecker-Ära wurden mir erträglich nur durch das deutsch-deutsche Miteinander einer fränkischen Diasporaprottestantin und einer mecklenburgischen Diasporakatholikin. Auch das ein Zufall? Vielleicht hat mich dieses Miteinander und Füreinander am Leben erhalten. Unser Briefwechsel geht nun fast ins 20. Jahr. Wir haben etwas miteinander zu tun, jede in ihrem Bereich ...

Das Ausschlaggebende, der große Gewinn aus diesem Miteinander war, daß mein gestörtes, gekränktes Deutschlandbild allmählich seine emotionale Aufheizung verlor, daß ich erkannte, wie sehr dieses Bild in irreales Wuchern geraten war, unverdautes Erbe und Altlast voraufgegangener Generationen. Der Schlüssel zu einem wahrhaft therapeutischen Prozeß lag in meinem ausgeprägten Heimatbewußtsein. Soweit ein Nordlicht zu Leidenschaften fähig ist, kann ich sagen, daß ich Mecklenburgerin aus Leidenschaft bin. In dieser von mir selbst oft belächelten Prägung aber zeigt sich der Weg auch in die nationale Zukunft: Sie bezeichnet die föderale Struktur, auf der sich das Deutsche nach meiner Einschätzung bis jetzt am besten entwickelt hat. Sie ist der Weg von unten nach oben, sie setzt Verwurzelung im Hier und Jetzt voraus, eine starke emotionale Beziehung zur unmittelbaren Umgebung, und sie schafft eine krisenfeste Identität. Wenn ich den langen mecklenburgisch-fränkischen Briefwechsel blitzartig Revue passieren lasse, dann hat er mich vor allem in meiner Beziehung zur Heimat bestärkt, mir immer wieder Mut gemacht, ihrem zunehmenden Verfall zu wehren.

Der Weg zur deutschen Vereinigung muß seinen Aufbruchspunkt in der Heimat, im

eigenen Umfeld, im überschaubaren territorialen Element haben. Er darf keine Flucht aus einem Vakuum, aus Beziehungslosigkeit, Überdruß, Frust in ein neues irrationales Eldorado sein. Der Weg zur deutschen Vereinigung setzt die Stärkung, vielfach die neue Konstituierung der föderalen Struktur voraus. Diese Sicht hat sich noch nicht bei allen Kräften, die den gesellschaftlichen Umschwung bewirkt haben, durchgesetzt.

Viele sehen das Eigenständige, die eigene Beziehungsebene noch immer in einer regenerationsfähigen DDR, in einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Ich vertraue darauf, daß auch in dieser Hinsicht bei vielen ein therapeutischer Prozeß einsetzen wird, der die Indoktrination nach und nach eliminiert.

Bei dieser Indoktrination spielte immer nur ein zentralistisches Deutschlandbild eine Rolle. Die föderale Struktur lag außerhalb der Betrachtungsweisen, zumal sie bei den zugänglichen Staatsmodellen des Ostens so gut wie unbekannt ist. Die zentralistische DDR paßte sich genau in das Mosaik der kleinen Staaten CSSR Ungarn, Bulgarien, Rumänien ein. Walter Ulbricht wußte, weshalb er die Länderstruktur der DDR vor über einem Menschenalter zerschlug. Die Erfahrungen von 40 Jahren *Bundesrepublik* sind nur unzureichend in das östliche Deutschlandbild eingeflossen. Viele Ängste, viele Berührungängste rühren aus falschen Bildern, aus steckengebliebenen Bewußtseinsprozessen. Auch das sind Dimensionen der Mauer, deren sich jetzt die Historiker annehmen müssen.

Mecklenburg und Sachsen sind wohl diejenigen unter den ehemaligen Territorialstaaten, die sich unter den Nivellierungszwängen der sogenannten Verwaltungsreform von 1952 am besten in ihrer Länderstruktur erhalten haben. Hier sind die föderalen Keime am kräftigsten. Dazu haben auch die Kirchen nach Kräften beigetragen. In den Strukturen der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs blieb das alte Land lebendig. Und der katholische Bischof Heinrich Theissing, Apostolischer Administrator von 1973 bis 1988, hat unter dem Zwang der Mauer in unermüdlicher Arbeit den Begriff der Kirche Mecklenburgs als Identifikationsmöglichkeit für die Katholiken geschaffen und befestigt und als Identifikationsgestalt den Europäer Niels Stensen tief ins Bewußtsein der Gläubigen gepflanzt. Von heute aus betrachtet, war das ein eminent politisches Tun, weit in die Zukunft hinein gedacht. Bischof Theissing hat den Fall der Mauer nicht mehr erleben dürfen, aber er hat ihn vorbereitet.

Unsere Arbeit muß darauf gerichtet sein, das befreite Land neu zu bestellen, neu zu ordnen, uns neu mit ihm zu identifizieren. Nicht das zentralistisch ausgerichtete Land DDR, sondern das Land Mecklenburg, Brandenburg, Thüringen, Sachsen, Sachsen-Anhalt. Jedes dieser Länder sollte ein möglichst stabiler Baustein der künftigen Republik Deutschland sein, funktionstüchtiger Teil eines neuen Systems kommunizierender Röhren. Dieses Staatsgefüge wird etwas Neues sein, das hat es in dieser Ordnung noch nicht gegeben.

Sollten wir als Christen nicht daran glauben dürfen, daß auch diese Perspektive eine Dimension der Mauer ist?

Homepage der Autorin

www.dreikoenigswege.de